

(Nachdruck verboten.)

11]

Flammen.

Roman von Wilhelm Segeler.

„Frühstücken Sie mit mir, lieber Doktor. Dann erzählen Sie mir eingehend Ihre Pläne. Nehmen Sie nur da einsteuigen Platz.“

Wohlbold wies ihn auf einen Stuhl in dem Erker. Dann öffnete er eilig die Tür und ließ den enthusiastischen Schulmann eintreten.

Nach einer tiefen Verbeugung begann dieser einen langen Wortschwall, aus dem Grabaus entnahm, daß es sich um eine neue Lehrmethode im Geschichtsunterricht handelte. Aber plötzlich hörte er die hell krähenartige Stimme Wohlbolds:

„Sagen Sie, Herr Direktor, Sie waren doch erst vor vier Wochen bei uns. Ja, ja, meinen Sie nicht, daß Ihr Unterricht leidet, wenn Sie immer unterwegs sind. Uns auf dem Ministerium brauchen Sie doch nicht zu unterrichten. — Ja, ja, ich weiß schon. Glückliche Reise! Ich werde Ihnen mal jemand hinschicken. Glückliche Reise!“

Ganz niedergedemütet lief der Direktor auf eine falsche Tür zu.

„Hier, bitte, hier — adieu, adieu!“

Dann eilte Wohlbold zu Grabaus in den Erker.

„Kommen Sie, lieber Doktor! Zaaa,“ sagte er stehend bleibend und sich den Kinnbart kratzend — „das ist ganz unsere Idee. Nationale Bildung! Schiller und Goethe als Koloniatoren. Und Treitschke. — Sehen Sie mal, einen Mann wie Treitschke brauchte ich. Wir hatten eigentlich vor, einen alten Staatsrechtslehrer an die Spitze zu stellen, jemand, der repräsentiert. Aber eine junge Kraft — Hören Sie mal, Sie sollen doch ein vorzüglicher Redner sein. Wer hat mir das doch erzählt?“

Aber der Diener war wieder eingetreten und er wandte sich an diesen.

„Ich komme gleich.“

Als dann der Diener aber noch etwas flüsterte, erwiderte er mißmutig:

„Ne, ne, ne. Die Sprechstunde ist ja längst vorüber.“

Er durchsuchte die Karten auf dem Tisch.

„Hat sich ja gar nicht angemeldet. Sagen Sie, morgen zwischen zwölf und zwei. — Mein lieber Doktor, ich habe heute keine Zeit zum frühstücken. — Wichtig, der Geheimrat Kühlwetter hat mir von Ihnen erzählt.“

„Dessen Sohn hat bei mir gehört.“

„Ja, ja, ich weiß. — Hören Sie mal, Sie werden noch von uns hören. Reisen Sie nur ruhig. Wir meinen es hier sehr gut mit Ihnen.“

Schon war Grabaus in der Tür, als Wohlbold ihn nochmals zurückhielt.

„Aber reinen Mund halten, verstanden? — Grüßen Sie Ihren Herrn Vater. Adieu.“

Schweißdurchnäßt, zitternd vor Aufregung, aber die Brust mit ungeheurem Glücksgefühl bis zum Berspringen erfüllt, mit dem ahnungsvollen Bewußtsein von etwas Großem, das ihm die Zukunft schenken würde, ging Grabaus durch die Menschenmenge der Friedrichstraße. Noch wirbelte alles, was der Geheimrat ihm gesagt, durcheinander. Nur mühsam konnte er dies und jenes klar erfassen. Aber hatte Wohlbold nicht angedeutet, daß er ihn vielleicht an die Spitze dieser neuen Schöpfung stellen würde? Hatte er die Möglichkeit nicht wenigstens einen Augenblick durchblicken lassen? . . . Mit Riesenschnelle wuchs das, was ein aus der Verlegenheit geborener Einfall gewesen, zu einer ihn ganz erfüllenden Hoffnung heran, zu einem glänzenden Zukunftsraum, der selbst wieder tausend Vorstellungen zeugte.

Er sah auf die gleichgültig vorübergehende Menge und fühlte verheerend die Kraft in sich gären, die ihn zu ergreifen pflegte, wenn er vor seiner Hörerschaft zu sprechen hatte. Und während andere feindselig gesinnte Scharen in ihm aufstauten, dachte er: Zwingen will ich sie zu mir durch die Macht meines besseren Wissens, durch die Macht, wie ich's vertrete. Zwingen werde ich sie! Ich fühle, daß ich's kann.

4.

„Wie heißt die Gräfin?“ fragte Grabaus den Maler. „Gräfin Vorde. — Uebrigens nochmals gesagt, die Mehrzahl der Leute in diesem Kreise ist ein bißchen verrückt. Du darfst Dich also nicht allzusehr verwundern.“

Die elektrische Bahn hielt fast vor dem Hause der Gräfin, und sie hatten nur noch wenige Schritte zu gehen. Die Wände des engen Flurs in der Wohnung hingen bereits vollen Mäntel, Zylinder und Damenhüte. Nachdem sie eingetreten waren, führte Gebhard seinen Begleiter sogleich zu dem gräflichen Ehepaar, das sich noch in dem ersten Zimmer anhielt, stellte ihn vor und war dann, nachdem er mit dem Grafen einige Worte gewechselt hatte, plötzlich verschwunden. Etwas ärgerlich über diese Rücksichtslosigkeit sah Grabaus sich nach ihm um und überhörte fast die Frage der Gräfin, als diese mit einer freundlichen, aber etwas ängstlichen Handbewegung ihn zu einer Gruppe führte und sagte:

„Darf ich Sie vielleicht mit einigen Herrschaften bekannt machen?“ Darauf nannte sie mehrere Namen, jedoch so undeutlich, daß Grabaus keinen davon verstand.

„Waren Sie schon öfters auf unseren Abenden?“ wandte sich eine Dame, der er soeben seine Verbeugung gemacht hatte, an ihn.

„Nein, heute zum erstenmal. Ich war überhaupt seit sechs Jahren nicht in Berlin.“

„Diese Abende bei der Gräfin sind für mich wahre Feiertage des Geistes. Sie finden hier Intelligenz und Schönheit, Anmut und Würde in seltener Vereinigung.“

Etwas überrascht, nicht so sehr über diese Worte, als darüber, daß sie wie selbstverständlich aus einem solchen Munde kamen, blickte Grabaus auf die Sprecherin. Ihrem Aeußeren nach konnte sie auf keine der genannten Eigenschaften Anspruch machen. Sie mochte ein älteres Mädchen oder eine unglücklich verheiratete Frau sein. Um einen schlecht entwickelten Körper hing ein Kleid von schwarzer Taffetseide, aus unzähligen Fältchen und Rüschen zusammengesetzt. Das selbstbewußte, zugleich süßliche und mokante Lächeln lag wie eine seltsame Verzerrung auf ihrem gewöhnlichen, von schmuckiger Röte gefärbten Gesicht. Dabei musterten ihre trüben Augen ihn durch die Vorgnette außerordentlich kokett.

„Wir haben hier die Vorträge der berühmtesten Namen aus Kunst und Wissenschaft gehört,“ fuhr sie fort. „Sind Sie vielleicht auch Künstler?“

„Nein. — Aber wer wird heute vortragen, wenn ich fragen darf?“

„Heute werden wir den Baron von Toll über „Niesche, der große Erwecker“ hören. — Sie kennen doch den Baron von Toll?“

„Leider nicht.“

„O, er ist in auserwählten Kreisen sehr bekannt. Eine ganz ungewöhnliche Intelligenz — und so elegant! — Dort steht er.“

Dabei deutete sie auf einen großen, trotz seiner Jugend schon etwas korpulenten Herrn mit rundem Gesicht, auf dessen eingedrückter Nase ein Pinenez ohne Fassung saß. Die spiegelnden und blinkenden Gläser, der enorme weiße Kragen, die bunte Krawatte und schließlich noch ein schwarzes, Härtchen für Härtchen emporgestäubtes Schnurrbärtchen, das alles fiel so ins Auge, daß im übrigen das Gesicht nur wie ein leerer Hintergrund wirkte, auf dem all diese schönen Dinge angebracht waren. Der Baron lehnte sich gegen einen Türpfosten, und während er sich mit einem schwarzgoldenen Bleistift gegen die Zähne klopfte, schaute er gönnerhaft auf einen mit ihm redenden alten Herrn herab.

„Und wer ist der andere?“ fragte Grabaus.

„O, das ist der Graf Stradwitz, ein Verwandter des berühmten Dichters. Dieser Herr ist berühmt durch seine Wohltätigkeit. Er geht an keinem Bettler vorüber.“

In diesem Augenblick kam ein älteres Fräulein mit eingefallenem und krankhaft blassem Gesicht herangehinkt, zupfte die Sprecherin am Ärmel und sagte:

„n Tag, Pschütt.“

„O, mein liebes Fräulein, wie geht's? Wie geht's?“

„Danke! — Ich habe auch Ihren letzten Artikel gelesen. Kuratbar acitreich.“

„Finden Sie? — Aber darf ich Ihnen Herrn Doktor — ach, wie war doch noch Ihr Name?“ wandte sie sich an Grabaus.

Nachdem die Vorstellung beendet war, humpelte das Fräulein weiter und Grabaus fragte, wer sie wäre?

„O, das ist ein fabelhaft interessanter Mensch. Denken Sie sich, sie ist seit zwanzig Jahren schwer lungenleidend. Sie ist längst von allen Ärzten aufgegeben. Und doch lebt sie, ist wohl und munter, entzückt alle durch ihre Liebenswürdigkeit —“

„Man nennt sie auch Reiche auf Urlaub!“ warf ein fetter, glattrasierter Schauspieler halbblaut dazwischen, indem er lächelnd grüßend sich an den beiden vorbei ins benachbarte Zimmer drängte.

„Pfui, seien Sie nicht so frivol!“ rief Pschütt ihm nach. „Den kennen Sie doch, Herr Doktor? Unseren berühmten Charakterdarsteller! — Er ist vor kurzem zum Christentum übergetreten, aus reinsten, heiligsten Ueberzeugung. Die Gräfin war seine Patin. Ein selten guter Mensch. Aber von Fräulein Balzow wollten Sie ja wissen. — Ja, denken Sie sich, obwohl sie von allen Ärzten aufgegeben ist, lebt sie doch noch immer. Sie besitzt nämlich magnetische Kräfte. Manchmal liegt sie tagelang im Starrkrampf mit zurückgeschlagener Zunge, ist nicht, trinkt nicht, atmet nicht. Hinterher hat sie dann Eingebungen. — Aber sind Sie eigentlich schon der Komtesse vorgestellt, Herr Doktor?“

„Noch nicht.“

„Dann werde ich mir das Vergnügen machen. Aber, verzeihen Sie meine Unkenntnis — man kann nicht alle Berühmtheiten kennen — was sind Sie, Herr Doktor?“

„Ich bin Privatdozent in Jena.“

„Der Jurisprudenz?“

„Nein, der Philosophie. Uebrigens bin ich durchaus keine Berühmtheit.“

„Aber Ihr Name klang mir so bekannt! Ich muß ihn schon gelesen haben. — Ach —“

Die Komtesse, ein schwächliches, noch junges Mädchen mit etwas kränklichem Gesicht und schönem Haar, war gerade von ihrer Mutter gerufen worden. Im Vorübergehen warf Grabaus einen Blick in das etwas größere Nebenzimmer, wo sich die Menschen weniger drängten. In einer Ecke bemerkte er auch Gebhard, der zu einer sitzenden, durch die Davorstehenden verdeckten Person zu sprechen schien. In seiner Nähe stand ein älterer Herr mit ergrautem Haar und dunklem Schnurrbart, der ihm durch seine stattliche Gestalt und sein männliches und zugleich liebenswürdiges Gesicht sofort auffiel. Es war die erste wirklich anziehende Erscheinung, die er in dem ganzen Kreis bemerkt hatte. Inzwischen war die Komtesse, die einem Diener ein Tablett mit Teeschalen abgenommen hatte, zurückgekommen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schillerfeier in Weimar.

(Ein Kleinstädtidyll.)

Immer ist es wieder ein eigener Eindruck, wenn man vom Bahnhof die schöne, von alten, schattenspendenden Bäumen bestandene Allee nach Weimar hineingeht. Welch ein Kontrast gegen Berlin! Und doch ist es nur eine kleine Strecke, die man in drei Stunden mit dem Schnellzug durchmisst, die dazwischen liegt. Welche Ruhe ist hier, welch toter Frieden! Die Allee endet geradenwegs bei dem Museum, das sich dem Eintritt in die eigentliche Stadt vorlagert, ein auffallender, imposanter Renaissance-Gallenbau, dessen Ecken durch überragende Pavillons gekrönt sind. Von der Freitreppe dieses Museums hat man den ersten Blick auf die Stadt, und dieser Blick enttäuscht. Man sieht eine beliebige Kleinstadt, mit winzigen, aber charakterlosen Gassen, nichts Besonderes zieht den Blick auf sich. Grau und langweilig ist die Physiognomie dieses Wildes, eine märkische Kleinstadt hat mehr Charakter.

Nur zu den Föhren blüht ein bißchen Schönheit. Da senkt sich in weitem Abstand das Gelände, das höher liegt, zur Stadt hinunter. Und hier sind schöne Anlagen geschaffen, ruhig, still, ohne Prätension. An Raum und Platz fehlt es hier nicht, und so erstrecken sich die breiten Rasenflächen, deren Grün so warm in der Sonne leuchtet, ausgiebig dahin. Kleine Bäumchen, die jetzt in rosa Blüten-schmuck stehen, zieren den Rasen. Und ab und zu schlingt sich ein Kila Wand dicht am Boden wachsender Blumen in schöner, harmonischer Abwechslung zu gefälliger Form. Dies ist das Weimar, das uns heute noch etwas sagt, ein Stück arbeitsamer Vergangenheit, der es gelang, sich ein Denkmal zu schaffen, dessen Größe wir anerkennen. Es ist das Weimar Goethes und Schillers. Und wenn wir nun noch eine Weile stehen bleiben, dann gewinnen wir auch Beziehung zu dem Stadtbilde, das

tot und charakterlos vor uns lag. Gerade diese Einfachheit, dieses Für-sich-Sein, dieses Abwenden von Lärm und Projerei imponiert uns nun. Dies ist die Stadt, die uns gleichgültig sein würde, von der wir reden, nur weil die beiden Männer Goethe und Schiller und noch andere bedeutende Geister in ihr lebten. Und alle diese Männer liebten nicht den Brum und Schufen der Stadt seine progende Außenseite, sie liebten die Zurückgezogenheit, die Arbeit, und diese Sprache redet nun zu uns das Bild der vor uns liegenden unansehnlichen Stadt. Durch schlechte Vorbilder werden wir dazu verführt, immer bei dem ersten Eindruck nach Pomp und nach Effekt zu suchen. Hier aber sehen wir etwas ganz Einfaches, ja kleinstädtisch Stillloses. Und dennoch redet von dieser Stadt in diesen Tagen alle Welt, leider viel zu viel und allzu äußerlich, wie das immer der Fall ist, wenn der Schein für das Wesen genommen wird, und der Geist der Gestorbenen dazu herhalten muß, der eigenen, schwächlichen Zeit zu dienen. So wird die Feier in den weitaus meisten Fällen zum Mißbrauch und zur Phrase. Aber auch dagegen wehrt sich die Stadt. Dieser strenge, nüchterne, reservierte Charakter, der ihr eigen ist und der etwas von Goethes Kühheit und Ueberlegenheit hat, scheint all diese oberflächliche Lobhudelei, diese Gewohnheitsmäßigkeit des Feierns zu ignorieren. In der scheinbar profaischen Physiognomie der Erscheinung, der Gassen, der Häuser, des Lebens auf den Straßen ähnelt Weimar so mancher märkischen Kleinstadt, aber es liegt in dieser profaisch-nüchternen Erscheinung eine Zurückhaltung, ein Betonen des eigenen Wertes, das von dem Bewußtsein eigener, innerer Kultur durchdrungen ist.

Wie ist es auch Weimar ergangen! Ein unscheinbarer Flecken im Anfang, wie viele andere Städte als Stützpunkt gegen die Slaven angelegt, hat es sich nie zu irgendeiner Bedeutung emporzuschwingen können. Das merkt man auch allenthalben. Kein Reichtum schafft hier den Häusern prunkvolle Architekturen. Hier gibt es keine Paläste, auch keine stillschönen, alten Bürgerhäuser. Alles ist eng, krämerhaft, bedacht, rechnerisch angelegt. Nichts von einer Besonderheit künstlerischer Kultur in alten Kirchen oder Rathhäusern, wie wir es in süddeutschen Städten so im Ueberfluß sehen, wo ein Gang durch alte Gassen ein lebendiger Unterricht in der Kunst- und Stilgeschichte ist. Da mit einem Male wird Bieland, Herder, Goethe, Schiller hierher berufen. Plötzlich richten sich die Augen der Mitwelt auf diese kleine, ärmliche Stadt, die kaum selbst weiß, wie sie sich zu dieser Ehre stellen soll. Sie läßt sie über sich ergehen — und bleibt wie sie ist. Und nachdem dieser urplötzlich einbrechende und alles mit nie gesehenem Glanze geistiger Kultur überschüttende Frühling vorbei ist, nachdem all die führenden Geister gestorben sind, verfällt die Stadt wieder bekümmert in Nacht. Sie nährt sich von der Erinnerung an diese Zeit und wird ein Wallfahrtsort für Philologengemüther, die in der grauen Abgeschiedenheit der stillen Gassen Gespenster umhergehen sehen. Die Geister der Großen, denen dienstwillige Lakaien zu machen sie sich verpflichtet haben.

Wie pudig wirkte Weimar in seinen Anstrengungen, Schiller zu feiern! Es war ein Bild, des „Einfachstimmus“ wert. Ueberall Fahnen, schwarz-gelb-grün, schwarz-weiß-rot, an allen Häusern. Und die braven Weimaraner mit den thüringischen Kleinstadtgesichtern standen arg erstaunt da und zogen durch die Gassen in ungeordneten Festtagskleidern, als gälte es, die Kirchenweih oder irgend eine Aus-stellung zu feiern. Mit der Zeit haben sie ja gemerkt, daß es sich rentiert, den Klafferrummel mitzumachen. Lebt doch die ganze Stadt davon und vornehmlich die offiziellen, geheiligten Stätten. Man wird sein Geld hier los! Ueberall muß man das Portemonnaie ziehen und man muß die in den Schulen amezogene Pietät teuer bezahlen.

Man mußte also etwas tun, aus Reputation. Zu diesem Zweck erhielt man gleich am Bahnhof gegen Erlegung von 10 Pf. ein Festprogramm. Ein allgemeiner Festzug ging unter dem Geläut der Gloden um 9 Uhr früh nach der Föhrengruft, Goethes und Schillers Ruhestätte. Vom Balkon des Rathhauses blies eine Fanfare. Darauf wurde „Freude schöner Götterfunken“ geschmettert, während die Regimentsmusik dreinpaulte, die — vorsichtigerweise — erst die Melodie einmal vorspielte. An Schillers Sarg wurden Kränze niedergelegt. Auch die Feuerwehr war dabei, sämtliche Schulen, Studenten, Behörden, Geistliche folgten, und zum Schluß kam wieder eine Ab-teilung Feuerwehr. Das alles schob sich langsam über den Friedhof, an der Gruft vorbei, und die Regimentsmusik blies dazu. Schiller würde sich gefreut haben.

Mittags vereinigte man sich wieder auf dem engen Theaterplatz. Dort steht das 1857 enthüllte Doppelstandbild Goethes und Schillers von Rietchel. Zu dessen Füßen ging die Feier vor sich. Die beiden Kolossalfiguren — Goethe reicht Schiller einen Lorbeerkranz — sahen auf das Getriebe herunter, und manchmal schien es, als sähen sie darüber hinweg, und als juckten ihre Lippen. Oder war es bloß die Sonne, die auf die Züge ein flimmerndes Licht warf?

Da war ein Zelt aufgeschlagen; in dem saß der Großherzog. Der Platz um dieses Zelt war abgesperrt und da standen die Hofsargen, die Behörden, Militärs usw. Alles, was Fahnen hatte, nahm anschließend hieran Aufstellung. Und die Deputa-tionen der Studenten in ihrem vorhinftüllig und karnevalistisch anmutenden Wiß, Federbarrett, Stulpschnecken und Schläger, standen ebenfalls dort. Da der Platz ein echter und rechter Klein-stadtplatz ist, so war der Raum so gut wie erschöpft, und das Publikum konnte sehen, wo es blieb. Es blieb in den Nebengassen und gaffte neugierig hinein. Von den Dächern, die dicht besetzt waren, schrie man ab und zu Hurra. Aus den Fenstern stritten

drei Stagen Gesichter in oft ganz gefährlichen Positionen. Ab und zu hörte man singen, und die Regimentsmusik akkompagnierte.

Aber es war immerhin ein lustiges Bild. Ab und zu, wenn der berittene Schutzmann sich zur Seite neigte, konnte ich Schiller sehen. Und es machte sich etwas eigentümlich, Goethe und Schiller dort oben stehen zu sehen und unten Militär und Studenten in Wiß. Er hat vielleicht gedacht: mir macht ihr nichts vor, ich weiß sehr wohl, daß keiner von euch meine Werke ernsthaft studiert, und ich weiß auch, daß — wenn ihr dies tun würdet — ihr hier nicht stehen würdet. Aber schon hatte ihn, glaube ich, Goethe unterbrochen, er legt seinen Arm begütigend auf Schillers Schulter und sagt nur: Laß sie doch! So hatte die bekannte Stellung der beiden Männer in diesem Augenblick ihre symbolische Bedeutung. Als die Feier vorüber war, drängelte sich das junge Volk, Kinder, Sekundaner und Padsische, neugierig heran, und es entstand eine solenne, von vielem Lachen und Geläch unterbrochene Schüßerei. Dazwischen gingen ehrsame Weimaraner, die gar tiefinnig blickten. Ein altes Mütterchen fragte einen Postkarten- und Medaillenverkäufer (dies Geschäft blüht hier auch), ob sie eine Ansichtskarte für fünf Pfennig bekommen könne, worauf ihr aber der Händler mitteilend bedeutete: „Ne, Madamchen, dafür machen wir's heute nicht!“ Der an Sachfen erinnernde thüringische Dialekt schlug ab und zu gemächlich ans Ohr. Und zu Goethes und Schillers Füßen lag ein Haufen von Kränzen aufgeschichtet. Die Studenten, deren von Schmissen entstellte Gesichter gar wichtig dreinblickten, bestiegen ihre lomischen, schnell gemieteten Kleinstadt-Karossen und fuhren ins Hotel zum Festessen und Trunk, wobei sie sich wahrscheinlich heimlicher fühlten. Aber noch öfter zeigten sie sich in ihrem Schmutz umherstolzierend auf den Straßen. Waren sie doch am Abend zur Festvorstellung des Großherzogs Gäste.

Vor dem Schillerhaus prangte ein entsehlisches, geradezu grauerregendes Transparent. Genelli hat es seinerzeit verbrochen. 1859 war es ebenfalls hier angebracht. Auf diesem Transparent zeigten sich unten eine Reihe weiblicher Gestalten, schauerhaft gezeichnet und bemalt. Ich überzeugte mich später in einem Ansichtskarten-Laden, daß dies die Tragödie, die Thrin, die Geschichte, die Sage u. a. seien. Eine deutet nach oben. Zwischen ihnen steht ein Opferstein, auf dem ein bescheidenes Feuerchen flammt. Oben aber steigt ein überlebensgroßer Adler, und auf diesem Adler sitzt in leibhaftiger, ganzer Gestalt der arme Schiller. Und rechts und links schweben die üblichen unvermeidlichen Genien. Dies sollte eine Ehrung sein. Da wirkte die Wüste zwischen Lammengurllanden und Vorbeerbäumen vor der Hausfront unten denn doch noch besser. Das ganze Haus war von Gurllanden eingerahmt.

Auch von dem Karl August-Denkmal wandern sich Gurllanden bis zum Damm herunter. Und vor dem Goethehaus standen kleine, kugelförmige Bäume, deren Grün sich von dem Gelb des Hauses angenehm abhob. Abends fand festliche Beleuchtung statt und das Goethe-Schiller-Denkmal sowie das Schillerhaus mußten wieder dazu herhalten.

Ich aber ging des Abends in den Park, das schönste Denkmal, das Goethe der Stadt geschenkt hat. Dort, an den stillen Ufern der Ilm, die saßt durch das abwechselnd hügelige und bewaldete, dann wieder ebene und in grünen Wiesen sich hindehnende Gelände fließt, war Ruhe und Frieden. Und ich bin überzeugt, Goethe und Schiller würden beide ebenso vor diesem abgestandenen Jubiläumslärm, der so viel Ähnlichkeit hat mit Kriegervereinsbegeisterung, in die schöne, friedliche Natur gestochen sein. Und wie ich da den Hügel hinaufstieg und die Stadt zu meinen Füßen in abendlicher dunkler Ruhe liegen sah, eingebettet zwischen weithin sich dehrenden, sanften Höhen, jenen weiten Linien der Formationen, die dem Thüringer Land eigentümlich sind, da war der Lärm bald ganz vergessen, und Weimar war wieder die stille, bescheidene Kleinstadt, zu der solch Gebaren gar nicht paßt. Und die Nacht rückte weiter. Die Uhren schlugen im Tal. Und die Stadt schlief. Da ging ich still an Goethes kleinem Gartenhäuschen vorbei. Und der Mond übergoß das Haus mit stillem Schimmer. Ich sah durch das Gitter. Da standen im Garten die weißen Holzhäute, als warteten sie auf jemand. Doch die Fenster waren geschlossen. Alles lag still und verlassen. Und einst war so viel Leben und Frohsinn hier gewesen. Sanft rauschte die Ilm. Und in den Wipfeln, die das Gartenhäuschen überragten, flüsterte und wehte der einsame Nachtwind. — Ernst Schur.

Kleines feuilleton.

el. Der Garten. Zwischen den hohen, finsternen Hinterhäusern lag der Garten. Eigentlich war es bloß ein Gärtchen. Ein Baum und ein paar kümmerliche Sträucher standen um ein dürftiges Grabsbeet, nur die drei Gemüsedeele in der Ecke waren sorgfältiger gehalten. Alles in allem kein Garten, mit dem großer Staat zu machen war; zwischen die Hinterhäuser und Fabriken, in diese Welt voll Dunst und Staub trug er aber doch so etwas wie ein Stüdchen Frühling hinein.

Die beiden Damen schritten langsam zwischen den Beeten hin. Da kommt auch schon das Bohnenkraut“, sagte die Ältere, „sie doch, sieh doch, es hat schon richtige Blättchen!“

„Ja, und wie die Petersilie schmeckt!“

„Es steht überhaupt alles prächtig, nächstens werden wir die ersten Radieschen ernten können.“

„Eine große Ernte, Tante!“ Die junge Dame lachte.

Die andre stimmte in das Lachen ein. „Natürlich für 'n Groschen Radieschen und für zwanzig Pfennige Suppengrün, und drei Lalec mindestens hat man reingesteckt. Eigentlich ist es lächerlich!“

„Ach, laß gut sein, Tante, es ist ganz hübsch, daß Ihr der Garten habt.“ Martha zog sich einen Gartenstuhl unter den Fliederbusch und setzte sich. Die Tante seufzte etwas, bückte sich, zog ein Unkraut aus dem Radieschenbeet und setzte sich dann gleichfalls.

„Ja, ganz hübsch ist es ja, man kann im Frühling ein bißchen drin rum pumpeln. Im Sommer sind wir ja doch nicht in der Stadt.“

„Na, als Sommeraufenthalt wär' das hier auch nichts.“ Martha zog die Stirne kraus.

„Rein, allerdings nicht,“ lachte die Tante.

„Aber so für'n Frühling, da geht's, und dann sieht's ganz hübsch aus. Wenn man aus den Hinterfenstern sieht, hat man doch 'r bißchen was Grünes vor Augen und nicht bloß so'n alten, eifigen Hof. Vorigen Winter hatte mein Mann ja die Idee, ihn ganz wegbringen und noch 'n Comptoirhäuschen hier bauen zu lassen; ich hab's ihm aber schön ausgededet.“

„Na, das ist auch recht. Der Garten pußt doch, und beinahe könntet ihr die Hinterwohnungen noch als Gartenwohnungen vermieten.“

„Beinahe?“ Die alte Dame lachte. „Das machen wir so wie so schon lange.“ Sie beschrieb mit der Hand einen Kreis um die finsternen unsfreundlichen Hinterhäuser. — „Das sind alles Gartenwohnungen. Was denkst Du, was die für Geld bringen?“

„Um!“ Martha nickte nachdenklich. „Nun ja, es liegt ja auch ein Garten dazwischen. Ich würde allerdings für solche — „Garten“ — Wohnung danken.“

„Ich auch,“ sagte die Tante, „aber warum soll man es denn bei den Mietern nicht ausnützen? Rein, da sind die Spaten wieder, sie fressen den ganzen Grashamen weg.“ Sie klachte in die Hände.

„Ihr mühtet Keisig rüber legen,“ meinte Martha.

„Auch noch! Laß sie doch fressen; was aufgeht, geht auf. Für wen soll man denn noch Geschichten machen? Für die Mieter etwa? Wir sind ja vom Juni an doch nicht mehr hier. Ueber die Küchenkräuter haben wir Windsaden gezogen, da wär's ja schade gewesen, da will man selbst was von haben.“

„Und die Spaten wollen auch'n bißchen im Grünen sein.“

„Na eben, das sagt mein Mann auch immer. Die armen Vögel, hier haben sie ohnehin fast nirgends so was wie'n Baum; also laß ihnen in Himmels Namen den Garten. . . Na, was wird'n da?“

Sie stand rasch auf und drehte sich um. Die Gartentür hatte geklappt; ein paar blasse, magere Kindergesichter drängten sich neugierig durch den Spalt und sahen mit großen Augen in das kleine Stüdchen Frühling da drinnen. Das kleinste Mädchen stand schon auf der Schwelle und langte nach einem Zweig, der etwas tiefer hing.

„Schöne Blume, Billy hat'sci machen!“ Sein Gesichtchen strahlte.

„Wirst Du mal nichts abreißen, Du insamer Bengel!“ Wie ein Racheengel schoß die alte Dame auf die Kinder zu: „Was wollt Ihr denn überhaupt hier, was? In den Garten, ja? Das könnte Euch wohl passen. Alles niedertrampeln. Macht mal, daß Ihr weglommt, der Garten ist nicht für die Kinder!“ Rein, nicht dadrüben am Haustor. . . Ihr sollt auf dem zweiten Hof spielen. . . Das ist Euch oft genug gesagt. . . marsch weg! Ihr bleibt nicht hier beim Garten!“

Die Kinder wichen schon zurück. Die alte Dame wandte sich seufzend wieder ihrer Richte zu: „Siehst Du, solchen Aerger hat man mit den Wägen. Ja, das könnt' ja der Gesellschaft passen, wenn ihnen der Garten so überlassen bliebe. . .“

„Läßt sich denken,“ lachte Martha. „Die meinen, weil sie Gartenwohnung haben, mühten sie auch in den Garten rein.“

„Ja natürlich, das hat ja schon neulich so'n Arbeiterweib zu meinem Mann gesagt. Wir benutzen den Garten doch nicht, da könnten wir ihn eigentlich den Kindern geben. Die Gesellschaft ist zu frech.“

„Aber wie sehnüchtig sie hereinschauten.“ Martha machte ein nachdenkliches Gesicht. „Gerade, als sähen sie in ein Märchenland.“

„Ach, nun werde noch sentimental!“ — Die Tante wehrte unmutig ab — um solche ordinäre Fören. Komm überhaupt nach vorn, wir setzen uns in die Loggia, da ist es sonnig und hell, hier zwischen den ekelhaften Hinterhäusern ist mir auf die Dauer zu viel Kälte und Schatten.“

en. Die 30 Silberlinge des Judas. Genauere Kenner der mittelalterlichen Geschichte haben die Tatsache festgestellt, daß die in den Schätzen der Kirchen und Klöster erhalten gebliebenen Altartümer damals eine merkwürdige Deutung erfuhren. Man wußte von der klassischen Kultur fast gar nichts mehr, und so ist es denn nicht weiter wunderbar, daß alte Aschenurnen für Weihwassergefäße, Sarkophage für Taufbecken usw. gehalten und benutzt wurden. Aus einem Bild des Herkules, wie er den Nemäischen Löwen erwirgt, wurde ein Simson, aus dem Gorgonenhaupt der abgeschlagene Kopf des Goliath, aus dem ägyptischen Gott Horus, der vom Pferde aus einen Drachen tötet, der Heilige Georg, aus den ammutigen Gestalten des geflügelten Eros oder der alten Siegesgöttinnen Engel christlicher Auffassung. Am wenigsten wußte man mit den alten griechischen und römischen Münzen anzufangen, deren Inschriften man nicht mehr lesen konnte und daher für sonderbare Talismane hielt. Damit sieht die Geschichte von den 30 Silberlingen des Judas Nischariot in Zusammenhang, die noch auf lange hinaus eine groß-

Rolle unter den Altertumsforschungen der Priester und Mönche gespielt haben. Verschiedene Kirchen und Klöster erhoben den Anspruch, etwas von diesen 30 Silberlingen im Original zu besitzen. Man betrachtete sie als römische Münzen, die man fälschlich Denare nannte, fälschlich, denn der Evangelist Matthäus, der allein eine genauere Angabe über die Art der dem Judas von Sphedrium gegebenen Geldstücke macht, bezeichnet sie einfach als 30 Stücke Silber, ohne zu sagen, ob diese Silberlinge griechische, römische oder jüdische Münzen waren. Einer der besten zeitgenössischen Ausleger der Evangelisten hat dann die Ansicht geäußert, daß diese 30 Münzen aus dem Tempelschatz doch wohl jüdische gewesen sein müssen wegen des damaligen Hasses gegen die römische oder griechische Vorherrschaft. Alsdann wären die 30 Silberlinge des Judas sogenannte Sedel mit dem Namen des Herodes gewesen oder nach ältere Münzen ähnlicher Art, die unter der Regierung des Hohenpriesters Simon Maccabäus oder seiner Nachfolger geschlagen waren. Wie dem auch sei, die Silbermünzen, die in den verschiedenen Kirchen und Klöstern als die ursprünglichen Silberlinge des Judas aufbewahrt wurden, waren weder hebräische noch römische Münzen, obgleich sie als Denare bezeichnet wurden. Man weiß jetzt, daß sie aus der Insel Rhodos stammten und auf der einen Seite den meist von Strahlen umgebenen Kopf des Sonnengottes Helios trugen. Dieser Gott wurde auf Rhodos als Apollo ganz besonders verehrt, und auch der berühmte Kolos von Rhodos, eines der sieben Weltwunder, zwischen dessen Niesenbeinen die Schiffe in den Hafen von Rhodos einfuhren, war eine Darstellung dieses Gottes. Auf der Rückseite trugen diese schönen Münzen eine Nische am Stiel. Uebrigens hat man auch eingehende Untersuchungen angestellt, um den Wert der von Judas erhaltenen Münzen zu ermitteln und ist zu dem Schluß gekommen, daß der Wert dieser Summe sich auf höchstens 100 M. belaufen haben könne. Vielleicht hat die Inschrift auf jenen Münzen noch zu einer Verwechslung mit Eröbion (herodisch) und damit zu einer Deutung auf Herodes Veranlassung gegeben. Unter den Kirchen und Klöstern, die früher einige von den berühmten Silberlingen zu besitzen glaubten, befanden sich die Abtei von St. Denis, das Haus der Malteser in Paris und die Kapelle der Komturei mit je einem Stück; zwei sollten sich in Florenz, in der Kirche des Heiligen Kreuzes und der Kirche der Annunziata, befinden; ein weiteres in der von Vincennes, eins in der Sakristei von Oviedo (Spanien), eins im Kloster der Visitantinnen in Aix de Provence usw. Im Schatz der Kathedrale von Sens hätte man lange eine sehr merkwürdige und mit seltsamen Schriftzeichen besetzte Silbermünze als einen der 30 Denare des Judas, bis von Sachverständigen festgestellt wurde, daß das Silberstück eine ziemlich abgenutzte arabische Münze war. Uebrigens haben die Witzbeutungen der mittelalterlichen Priester und Mönche das Gute gehabt, daß sie zur Erhaltung vieler Altertümer beigetragen haben, die sonst vielleicht als wertlos mißachtet und verloren gegangen wären. —

k. Auf der Suche nach Tierriesen der Vorzeit. Aus London wird berichtet: Ueber die Auffindung von Knochen fossiler Tiere in den Weststaaten Nordamerikas machte Dr. W. J. Holland, der Direktor des Carnegie-Instituts in Pittsburg, in der Londoner Geologischen Gesellschaft interessante Mitteilungen. Bis vor ganz kurzer Zeit noch war dies ein gefährliches Unternehmen für die Forscher, denn die Indianerstämme beschritten gegen sie den Kriegspfad, so daß sie unter militärischem Schutz arbeiten mußten. Die Jagdgründe liegen auf den Ostabhängen der Rocky Mountains, in einer ziemlich unfruchtbaren Gegend von Wyoming und um die Hauptgewässer von Kolorado herum. Die Ueberreste der Tiere, deren Heimat hier war, sind meist gut erhalten und aus dem nachgiebigen Boden leicht herauszuziehen. Das Land, in dem sie lebten, war ganz anders gestaltet als heute. Nicht lange vorher erstreckte sich ein langer Meeresarm nordwärts zwischen den Alleghanies und der jetzigen Lage der Rocky Mountains; aber an seiner Stelle bildete sich in Wyoming ein großer See oder mehrere Seen. Damals war die Regenmenge größer, der Pflanzentwuchs üppiger und es gab eine zahlreiche Tierwelt. Zum Teil waren es seltsame Geschöpfe. Die Vögel begannen sich erst zu entwickeln. Es war die Zeit der kleinen Säugetiere und der Niesenreptilien. Dinosaurier gab es fast in der ganzen Welt, von Amerika durch Europa nach Indien, Australien und Südafrika. Einige waren Fleischfresser, also wahrscheinlich ein Schreden der schwachen Säugetiere jener Zeit; andere dagegen waren Pflanzenfresser. Unter den letzteren findet man die allergrößten Tiere. Das Britische Museum besaß bisher viele Knochen und unvollkommene Skelette beider Arten; jedoch hat es auch ein vollkommenes Skelett eines Niesentieres aus Wyoming erhalten. Der *Diplodocus* gehört einer Unterabteilung der Dinosaurier, Sauropoden genannt, an, von denen die meisten außerordentlich groß wurden. Der *Diplodocus* muß über 4 Meter hoch gewesen und von vier starken Beinen getragen worden sein (die hinteren waren etwas höher), die in Füßen mit fünf Klauen endeten. Da die beiden äußeren Beine deutlich kleiner als die inneren waren, muß das Tier einwärts gegangen sein. Hals und Kopf sind etwa 8 Meter lang, der Kopf ist merkwürdig klein, kaum größer als der eines Alligators oder Krokodils, mit dünnen schwachen Zähnen. Der Schwanz macht fast die Hälfte des ganzen Tieres aus und wird allmählich dünner; die Knochen der letzten zehn oder elf Fuß sind kaum dicker als der

Finger eines Mannes. Merkwürdige Höhlen verringern das Gewicht der Wirbel, so daß das Tier sich wahrscheinlich im Wasser wohler als auf dem Lande gefühlt hat; seine schwachen Zähne waren nur für die saftigsten Pflanzen geeignet. Wahrscheinlich weidete das Tier den ganzen Tag von morgens bis abends am Rande der Seen; bald im Wasser, bald auf dem Lande, denn mit seinem langen Halse reichte es weit. Der gewaltige Schwanz weist darauf hin, daß es schwimmen konnte, aber die Bestimmung des peitschenähnlichen Endes ist rätselhaft. Er kann kaum gegen Feinde verwendet worden sein; die beste Methode, einen solchen zu bewältigen, muß für das Tier gewesen sein, sich auf ihn zu setzen. Mit ihrem großen Körper und den schwachen Zähnen waren die Tiere auf eine ganz besondere Gegend angewiesen; klimatische oder physikalische Veränderungen, die ihren Nährpflanzen verhängnisvoll wurden, wirkten ebenso schnell auf sie selbst vernichtend. —

tt. Erdpyramiden und Wüsterschnee. Unter Erdpyramiden versteht man hohe schlanke, kegelförmige oder säulenförmige Erdgebilde, die z. B. in Südtirol bei Bozen eine Höhe von 30—35 Meter erreichen. Man denkt sich ihre Entstehung folgendermaßen: Ein aus weichem Material, namentlich Gletscherschlutt, bestehendes Terrain wird durch den aufschlagenden Regen an seiner Oberfläche aufgelockert und die abgelösten Erdmassen werden von dem abfließenden Wasser fortgetragen. Auf diese Weise würde aber das Terrain nach und nach gleichmäßig von oben her abgetragen werden, wenn es nicht hier und da mit Steinblöcken besät wäre, welche die Kraft des Regens an den von ihnen beschützten Stellen brächen. Die mit einem Block besetzten Stellen werden sich also intakt erhalten, sie werden, während die Denudation des Terrains fortschreitet, als immer höher aufragende Säulen oder Pyramiden stehen bleiben. Neuerdings hat aber E. Günther in den Sitzungsberichten der Münchener Akademie der Wissenschaften die Meinung vertreten, daß zwar nicht der Schutz durch Steine, aber ein anderes Moment für die Entstehung von Erdpyramiden unerlässlich sei: eine weiche Erdschicht über einer andern härteren. Und erst wenn durch den Regen und das ablaufende Wasser die obere Ablagerung in eine Menge isolierter Horste zerlegt worden ist, zwischen denen die harte Schicht allenthalben bloßgelegt ist, kann das Wasser weiterhin die isolierten Horste in eine Menge von zackartigen Spitzen zerschneiden, die aber immer noch auf einer gemeinsamen Basis stehen. Zunächst bildet das Regenwasser, indem es nach zwei Seiten hin von den Erdhorsten abfließt, diese zu kleinen Bergkämmen um und erst diese werden dann durch die Erosion des Wassers in ein System von dicht nebeneinander stehenden Zaden, Erdpyramiden, zerschnitten. Die Bildung ist der des sogenannten Wüsterschnees analog. Unter Wüsterschnee versteht man lange Reihen von Eislegeln, die in ihrer steifen Ruhe einer Prozeßion von Wüßbrütern gleichen. Sie bilden sich nur in den südamerikanischen Korbilleren. Der Wind treibt eine Menge Schnee zusammen, der in seiner dichten Aufhäufung zu Eis zusammengedrückt wird. Der Regen im Frühling und Winter löst diese weite Eisablagerng in einzelne Eishorste auf, während er sie an den Zwischenstellen ganz hinwegräumt. Diese einzelnen Horste werden nun von der Sonne, die den Schnee teilweise zum Schmelzen bringt, in eine Reihe von Zaden zerschnitten. Das Gemeinsame bei der Bildung des Wüsterschnees und der Erdpyramiden liegt also darin, daß eine lockere wenig widerstandsfähige Schicht über einer härteren Ablagerung in einzelne isolierte Kämme zerlegt wird. Erst nachdem dies geschehen, können die erodierenden Faktoren, hier die Sonne, dort der Regen, die Kämme in einen Trupp von spigen Zaden zerteilen. —

Notizen.

— Von Eduard Mörikes gesammelten Schriften wird Anfang Juli im Verlag G. J. Göschen-Leipzig eine billige Volksausgabe erscheinen. —

— Die Direktion des Harzer Bergtheaters veranstaltet während der Pfingstfeiertage Aufführungen im Bergtheater bei Thale und zwar: „Die Laune des Verliebten“ von Goethe, „Die Nachbarn“ von Immermann (Uraufführung), „Münchhausens Diebeswunder“, Komödie von E. Vöttger (Uraufführung). Die Vorstellungen finden nachmittags 1/2 5 und abends 1/2 8 Uhr statt. —

— Rechnet man die noch wenig erschlossenen nördlichen und südlichen Polarzonen ab, so sind bisher auf der ganzen Erde etwa 6 vom Hundert der zugänglichen Landflächen trigonometrisch vermessen. Betrachtet man die gemessenen Flächenräume in einzelnen, so steht Europa an erster Stelle, von dem, Rußland eingeschlossen, ungefähr 40 v. H. vermessen sind. Läßt man Rußland fort, so steigt diese Verhältniszahl für die übrigen europäischen Länder auf etwa 80 v. H. Die Flächenvermessung der Vereinigten Staaten von Nordamerika beträgt 5 v. H., die Mexikos 1, diejenige Asiens 4, Australiens 2, Afrikas 2,5 und Südamerikas nur 0,03 v. H. —

— Bei dem engeren Wettbewerbs für das Rinkeldenmal zu Oberkassel bei Bonn hat Bildhauer Raths in Düsseldorf den ersten Preis erhalten. Auch die Ausführung wurde ihm übertragen. —

— Original-Kunstblätter zum Preise von 1 M. erscheinen demnächst im Verlage von W. G. Teubner in Leipzig. —